

Bewahrender Geist

Otto Heuschele zum 65. Geburtstag

Von Emil Wezel

Die Ehrfurcht vor dem Leben ist das große Thema, das Otto Heuschele seit den frühen Anfängen seines Schaffens bewegt. Es bestimmt Art und Wesen seines gesamten Werks, wie vielgestaltig es sich auch in den Formen des Romans, der Erzählung, des Gedichts, des Essays verzweigt und entfaltet. Leben, das ist für ihn nicht „das wechselvolle Spiel von Werden und Vergehen an der Oberfläche“. Noch ist es allein schon mit der Intensität der Empfindung gegeben, in deren Schwanken es kaum um einen anderen Pol als den Augenblick kreist. Leben ist für ihn vielmehr ein ewiger Fluß und zugleich die schwebende Brücke von Mensch zu Mensch, ist in seiner unendlichen Bewegtheit das Unvergängliche hinter allem Vergänglichen. Ja, das Leben ist für ihn „der Kosmos überhaupt im antiken Sinne und im Sinne Hölderlins“ – wie Reinhold Schneider, der Freund vieler Jahre, in einer Würdigung bekennt.

Heuschele gewahrt den Strom dieses Lebens in den großen und in den kleinen Dingen, im „Wandel der Landschaft“ und in den Gezeiten des Jahres, im Schicksal des eigenen Lebens und im Gang der Geschichte, ja, „in allem, was seit Jahrtausenden das Ewige im Menschen und an menschlichen Werten formte“. Selbst noch im Geheimnisvollen und Wunderbaren vernimmt er dieses Leben, das, aus unerkannter Tiefe schöpfend, nie auszuloten, auszuschöpfen, bis an seinen Rand zu denken ist. So erschaut er – „zwischen Blumen und Gestirnen“ – das Ineinander aller Erscheinungen: das Allgemeine im Besonderen, im Einzelnen und Einmaligen aber das göttliche Gesetz, das Walten einer ewigen Ordnung. Und in dieser Ordnung entdeckt er das „Wunder des Schönen“.

„Dank an das Leben“ (1950) lautet darum nicht zufällig der Titel eines ersten Auswahlbandes, der Zeugnisse eigenen Schaffens von fast dreißig Jahren vereint. „Die Gaben des Lebens“ (1957) stehen nicht weniger tröstlich über dem Buch der Erinnerung, der ruhig-besonnenen Rückschau auf die Jahre der Kindheit und Jugend. Es sind vielerlei Eindrücke, die darin fortleben, Eindrücke, in denen zwar der erste Lebenskreis, Schramberg, wo Heuschele am 8. Mai 1900 geboren wurde, nur dunkel bewußt geblieben ist, in denen jedoch die wandelvolle Zeit in Waiblingen, der Heimatstadt seit dem zweiten Lebensjahr, um so lebhafter und beglückender vor Augen tritt. Es sind Eindrücke einer Welt, in der das Leben des Knaben zu sich selbst erwacht, Kreis um Kreis sich weiter aus sich selbst entfaltet, seine Kräfte sammelt und erprobt. Eindrücke sind es freilich auch, die schon dieses Jugendland als eine Provinz des Bewahrens und Verharrens gegen eine geschäftig-betriebsame Zeit umgrenzen.

Denn das Leben birgt sich hier noch in einer tröstlichen

Ordnung. Sie geht als das Heimatlich-Vertraute in das „Lob der Blumen“ ein, das er, der Sohn eines Gärtners, schon in jungen Jahren anstimmt. Und diese Ordnung läßt ebenso das Mannigfaltige als verschiedene Offenbarung des einen und gleichen Lebens begreifen. Sie hat ihn in der „Blumen Wunder und Köstlichkeit“ erstmals auch des Lebens Wunder und Köstlichkeit erfahren und verehren lassen.

„Dem Eindruck naher Wunderkräfte offen“ – so, um es mit Mörike zu sagen, vernimmt er immer spürbarer durch das Nahe und Alltägliche der Dinge hindurch ihr schaffend-gestaltendes Leben. Es ist eine Haltung des schauenden Empfangens, in der Blick und Gefühl selbst noch von den unscheinbaren, zarten und verletzlichen Dingen aufgesogen werden. Staunen, Bewundern, Danken – darin spricht sich seit dem frühen Werk der tiefempfundene Einklang mit dem Leben aus, eine Haltung, die man, um ein Wort aus dem „Maler Nolten“ anzufügen, „fromm hätte nennen mögen, wenn eine innige Richtung der Liebe auf die Natur und die nächste Außenwelt in ihren kleinsten Erscheinungen diese Benennung verdiente“. Denn es macht eben das Wesen der Lebensfrömmigkeit aus, daß sie den Menschen ergreift und zu einem Ganzen zusammenschließt wie die Liebe, die in ihrer Hingabe an alles Geschöpfliche auch zu einer religiösen Hingabe an Gott, den Inbegriff alles Geschaffenen, wird.

Wer dem Leben mit solcher Ehrfurcht begegnet, muß auch sein Werk unter den Anspruch höchster Lebenswerte stellen. Darum kann für Heuschele nicht der ein Dichter sein, „der in seinem Werke das kleine Leben eines engen Selbst“ bespiegelt. Im Gegenteil: ein Schaffender ist, wie er glaubt, um soviel weniger schöpferisch, als er nur seine privaten Gefühle und individuellen Anschauungen zum Ausdruck bringt. Das Leben kommt nur dort zu echter Resonanz, wo es in seinem vollen Gewicht erfahren, in seiner Gewalt und Schicksalsmächtigkeit ertragen wird.

Darum läßt sich das dichterische Wort nur von dem einen und letzten inneren Vorgang aus begreifen, in dem das Unmittelbare, das bedrängend Gegenwärtige des Lebens selber Bewegung und als solche wieder bewegende, gestaltende, formende Kraft wird. Immer wieder spricht Heuschele von dieser Kraft der Imagination, welche alles äußerlich Erlebte und Geschaute in eine buntbewegte Welt von inneren Bildern und Gestalten verwandelt. So kommt es zu einer wirklichen Übereinstimmung von Außen und Innen, von Natur und Seele in der Sprache des Dichters. Erst mit der inhaltlichen Formulierung unterwirft sich diese Sprache einer willentlich geleiteten Absicht, wobei es, wie Heuschele in dem letzten seiner

(1964 erschienenen) „Essays“ erhellt, sekundär bleibt, ob diese Absicht in rationalem Bewußtsein gesetzt und im Experiment verwirklicht wird oder ob das Formulieren von einer sich erneuernden Inspiration vollzogen, also einer irrationalen Tendenz geleitet wird.

Da also das über alles Persönliche hinausgreifende Leben sich erst im Allerpersönlichsten, im Innenraum der Seele, begreift, hat es die Kunst „immer und überall mit der Seele zu tun“. Thomas Mann mag ein Gleiches vor Augen stehen, wenn er in der „Kleinen Prosa aus fünf Jahrzehnten“ sagt: „Es ist nicht die Gabe der Erfindung, – die der Beseelung ist es, welche den Dichter macht.“ „Seelenhaftes Leben“ ist denn auch der Titel, den Heuschele einer frühen (1930 vorgelegten) Anthologie gibt – einer aus der großen Zahl jener Sammlungen von Gedichten, Briefen und Betrachtungen, die bezeugen wollen, was – zu allen Zeiten – Seele heißt, Seele, in der das Leben Stimme wird, Seele, in der sich die Wortwerdung des Lebens vollzieht.

Was aber ist diese Seele, die alles Erlebte so durchleuchtet, bildhaft und sinnhaft macht, daß es das tief Erregende in Maß und Klang des gestalteten Wortes wird? Damit erhebt sich eine Frage, die schon immer die Dichter bewegt hat. Sie ist jedoch nie als so schwerwiegend empfunden und nie so eindringlich gestellt worden wie in unserem Jahrhundert, dieser Zeit der beginnenden Mechanisierung unseres Daseins, einer Zeit, in der man sogar von einer „Psychologie ohne Seele“ gesprochen hat. George, Hofmannsthal, Rilke – sie und noch viele mit ihnen aus dem Kreis oder Umkreis der Symbolisten beschäftigten sich mit dieser Frage, der Frage nach der spendenden Tiefe, aus der allezeit der Dichter schöpfe und in der sich ihm die Welt als Schöpfungsraum öffne. Denn mit dieser Frage war alles verknüpft, was seit Nietzsches emphatischem Ja zum Leben in einem neuen Lebensgefühl nach Sinngebung und Deutung verlangte. Jene Großen, von einer jungen, um die Jahrhundertwende geborenen Generation als „Statthalter des poetischen Geistes auf Erden“ gepriesen, haben durch solche Besinnung auf das Schöpferische, aus dem allein sich Wesen, Sinn und Wert des Kunstwerks verstehen lasse, der Zeit wieder ein echtes Verständnis für Dichtung erschlossen.

Heuscheles Schaffen entzündet sich gleichfalls an dieser Frage. Bereits die frühen Aufzeichnungen in „Dichtung und Leben“ (1930) suchen das ungebrochene Einschwingen des Lebens in das dichterische Wort durch das Medium der Seele zu begreifen. Nicht weniger künden die späteren „Betrachtungen und Deutungen“ (1948) und die Essays und Reden in „Weg und Ziel“ (1958) davon, daß der Urstoff des Lebens gar nicht aus sich allein, das heißt als vitale Gegebenheit, sondern erst im Miterleben des Herzens gewahrt, ergriffen und zur vollen Flamme entfacht werden kann.

Was aber diese Flamme im Glück des schöpferischen Augenblicks entzündet, ist allein die Liebe. Denn Liebe ist die dem Überwältigenden ausgesetzte Ergriffenheit

der Seele. Die Liebe ist darum das Element, ohne das die Seele nicht schöpferisch sein, nicht in das Unendliche des Lebens ausgreifen kann. Sie allein ist auch das Erlebnis, in dem sich die schöpferische Einverwandlung des Lebens in die gestaltete Schöpfung vom letzten Grund der Existenz aus vollzieht. In der beseelten Form tritt sie, als bewegte und bewegende Kraft, wieder unmittelbar in Erscheinung und spricht zum Herzen. Die Ehrfurcht vor dem Leben hat so die Liebe als eine Macht erkannt, die „alles Einzelne umspannt und an Ewiges und Gültiges bindet“.

Heuschele hätte sich in solchem Bemühen um ein Letztes an Leben, um ein Letztes an Werk, das der Dichter zu leisten hat, schon auf Dante berufen können, der jede echte Dichtung ein Diktat der Liebe genannt hat. In gleichem Sinne könnte wohl auch Goethe verstanden werden, als er zu Eckermann sagte, er habe nur gedichtet, wenn er liebe. Gleichviel, welche Kraft des ergriffenen Herzens im schöpferischen Akt jeweils am Werke ist: was es schafft, das ist, so gesehen, Gestaltung der Welt nach eigenem Bild und Gleichnis und ist dennoch, seines Ausgangspunktes vergessend, wieder in allen Herzen als eigene Gnade wirksam.

In solcher „Zuwendung zum Hohen und Höchsten“, wie es in der Liebe sich offenbart, ist für ihn darum der Sinn und Auftrag der Dichtung zu allen Zeiten beschlossen. Denn „echte Dichtung gab niemals nur Abbild eines Lebens, schuf nicht nur Diskussion der Zeit, sondern war immer gebunden an das Überzeitliche, das Ewige, das Überpersönliche, ... das will sagen an die Quelle der wahrhaft das Leben erhaltenden Kräfte“.

Die Ehrfurcht vor dem Leben weist darum Heuschele im Erleben des Zeithaften stets auf ein Ewiges hin. Der Mensch muß zum Wesenhaften die Kraft finden auch im erzählenden Werk, diesem Teil seines Schaffens, das von den „Märchen“ (1927) und dem Roman „Der Weg wider den Tod“ (1929) bis zu der jüngsten Schöpfung, der Geschichte um „Das Mädchen Marianne“ (1962), sich zu einem weitgespannten Bogen rundet. Mannigfach berühren oder überschneiden sich die Schicksalslinien der Personen. Es zeigt sich jedoch, daß diese von Anfang an nach dem Gesetz einer über ihnen waltenden Ordnung einander zubestimmt sind oder nach dem gleichen Gesetz voneinander lassen. Darum ist das Widerspiel der gefährdenden und heilenden Kräfte, das sie auszuhalten und zu überstehen haben, stets auf ein Ewiges bezogen. Es wird in allen diesen Erzählungen nichts gesagt oder gezeigt, was nicht in einem solchen Bezug stünde. Aber nicht nur dies. Es ist in ihnen zugleich etwas, das erspürt sein will, weil es sich auch verweigern kann. Es gibt hier nichts von jener Allwissenheit des Erzählers im Realismus, der alles enträtselt, der überhaupt nach seinem Belieben mit den Dingen umgeht, weil er glaubt, ihr Herr zu sein. Auch werden hier die Dinge nicht rational entschlüsselt. Sie sind vielmehr in ihrer Innerlichkeit aus sich selbst da, und der Erzähler scheint in der Passivität des Empfangens zu bleiben. Daher das Ruhende und Be-

harrende der Sprache, das gehaltene Maß ihrer Äußerung, das langsame Schreiten, die ausgeruhte Geste. Aber eben in dieser Verhaltenheit des Ausdrucks weisen die Dinge im Kleinsten noch auf ein Unendliches, Unabsehbares hin. So gewinnt alles Geschehen innerhalb der bindenden Zeitlichkeit des Augenblicks eine innere, seelische Zeit, in der ein Ewig-Zeitloses ansichtig wird.

„Gaben der Gnade“ (1954) – auch in den Gedichten wollen sie zum heilenden Dienst am Leben werden. Auch sie schöpfen aus dem Zeitlosen und bringen dessen Kräfte als „Helfendes, Heilendes, Läuterndes“ zu seelischer Ausstrahlung. Denn „Groß war die Nacht“ (1933), aber der Dichter entzündet und hütet in priesterlichem Tempeldienst die heilige Flamme. Sein Amt ist darum das Bewahren einer Innerlichkeit, in der die Wachstumskräfte aus Ursprung und Heimat immer wieder, wie vom Beginn her, neu erfahren werden und dem Gefährdenden wehren. Die Andacht vor den Dingen hält dem Schauen und Fühlen dann jene Tiefe offen, in der ihr Leben und das eigene Leben zusammenschwingen.

Bewahren – darin also erkennt Heuschele den eigentlichen Auftrag des Dichters in einer Weltstunde, in welcher der Mensch auf allen Gebieten seines Denkens und Handelns, im geistigen nicht weniger als im politischen Geschehen, vor das Ungewisse gestellt ist. Eben in diesem Bewahren gründet das ungemein ausgeprägte Bewußtsein der Sendung, die der Dichter in der Krisenzone einer solchen Verwandlungszeit zu erfüllen hat. Denn die Ehrfurcht vor dem Leben, dessen schöpferische Energien in allen Leistungen der Kultur offenbar geworden sind, öffnet ihm nicht nur den Blick auf den weitesten geistigen Raum, sondern legt ihm auch die Verpflichtung auf, aus den Schächten vergangener Zeiten

jene Lebensenergien zu schöpfen, die in den Quellgründen der Gegenwart zu versiegen scheinen. „Wenn unsere Epoche eine des Untergangs sein soll“, sagt Hugo von Hofmannsthal, „wie vieles ist doch noch da, unverbraucht, in ursprünglicher Reinheit“. Aus diesem Glauben an die „unzerstörbaren Lebensbegriffe“, die noch inmitten allen Verlustes unseren bleibenden Reichtum ausmachen, hat Heuschele den Geist einer sowohl christlich als humanistisch gesinnten abendländischen Überlieferung der Zeit ins Gedächtnis gerufen. Indem er aber von dem, was unbestreitbar und allezeit den Namen des Humanen verdient, ein gültiges Zeugnis ablegt, appelliert er zugleich an die durch unser Gewissen verbürgte moralische Freiheit. Dieser Appell ist es, durch den der Dichter auch im Abwehren, im Verneinen des Negativen schöpferisch wird.

Ohne Zweifel eignet dem bewahrenden Geist ein „Zug des Konservativen“, nicht aber, wie Heuschele hinzufügt, „des Reaktionären“. Denn diese Haltung, die sich nicht allein dem Erbe der Überlieferung, sondern auch der tiefgreifenden Wandlung des Zeitgeists offenhält, steht im Zeichen jener „konservativen Revolution“, von der Hofmannsthal, der Freund und frühe Weggenosse, als einem Vorgang spricht, der sich im Schaffen seiner Generation, ja ganz allgemein in der Dichtung unserer Zeit vollzieht. Auch Heuschele will eine Brücke über die Zeiten bauen. Was ihm dabei als Rechtfertigung seines Schaffens vor Augen steht, mag ein Wort aus einem späten Essay erhellen: „Die Aufgaben, die den Trägern des bewahrenden Geistes obliegen, sind nicht minder schwer und verantwortungsvoll, aber auch nicht minder schön und beglückend als die, die den Trägern des schöpferischen Geistes zukommen.“

Emanuel Geibel und das Schwabenland

Nach unveröffentlichten Briefen aus dem Goethe-Schillerarchiv

Von Wilhelm Schoof

Schon während seiner Bonner Studentenzeit trug sich Emanuel Geibel mit dem Gedanken, im September 1835 eine Wanderung durch das Schwabenland zu unternehmen, wenn es Zeit und Geld erlaubten. „Da wollte ich“, schreibt er einem Lübecker Schulfreund, „von alter schöner Zeit schwärmen. Die Sonne sollte mir aufgehen auf dem Gipfel des Staufen und von Hohenzollerns Zinnen wollte ich sie versinken sehen – blutrot in farblose Nebel; ich wollte die heiligen Räume aufsuchen, wo der blonde Konradin mit seinem Friedrich spielte in blühender Kindheit, und im Kloster zu Lorch auf die steinernen Särge weinen, daß wir keinen Kaiser mehr haben. O, es muß tröstlich sein, zu wandeln in einem Lande, wo das Ge-flüster der Bäume, das Murmeln der Quellen von Sagen

und Minneliedern rauscht...“ Leider kam die geplante Wanderfahrt nicht zustande.

Erst acht Jahre später um dieselbe Jahreszeit, als seine Mittel es ihm nunmehr erlaubten, konnte er seinen langgehegten Plan zur Ausführung bringen. Von St. Goar aus, wo er den Sommer über mit Freiligrath zusammen am Rhein verlebt hatte, trat er Anfang September 1843 seine schwäbische Wanderung an. Zweck dieser Reise war hauptsächlich, mit dem Verleger Cotta in Stuttgart in nähere Verbindung zu treten.

Geibel fuhr von St. Goar über Geisenheim, Mainz, Darmstadt, Karlsruhe nach Heilbronn, von dort nach Weinsberg, wo er drei Wochen als Gast von Justinus Kerner verweilte, den er im August in St. Goar kennen gelernt